

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 3 (1923-1924)
Heft: 5

Artikel: Der Dichter Dranmor (Ludw. Ferdinand Schmid) : zu seinem hundertsten Geburtstage (22. Juli)
Autor: Greyerz, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-155056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und Kraft aus den Ideen der Aufklärung empfangen. Politische Notwendigkeit selbst, die Behauptung und Steigerung der eigenen Macht haben dann den Staat auf denselben Weg geführt und ihn den Bund mit den geistigen Mächten der Zeit suchen lassen.

Der Dichter Dranmor.

(Ludw. Ferdinand Schmid).

Zu seinem hundertsten Geburtstage (22. Juli).

Von

Otto von Greherz.

Als wir Jünglinge waren, zeigte man uns in den Straßen Berns eine seltene Erscheinung: einen fremden alten Mann, der anscheinend unbeschäftigt, stumm und teilnahmslos hin- und wiederwandelte, hoch, breitschultrig, von weltmännisch sicherem Auftreten und einem vornehm gleichgültigen Ausdruck in den müden Augen. Das sei der Dichter Dranmor, hieß es, ein Berner von Ursprung, aber aus Brasilien, wo er die meiste Zeit gelebt, in die Heimat zurückgekehrt.

Wir schauten mit Ehrfurcht auf. Dichter liefen nicht zu Dugenden in Bern herum, damals. Und aus den Augen dieses Weitgereisten schien eine so weltüberlegene, lebensmüde Erfahrung zu blicken, daß uns eine Ahnung vom unerhörtem Schicksal beschlich.

Und es dauerte nicht lange, kaum ein Jahr, so wurde der müde Mann, der geheimnisvolle Fremdling, mit einer für das damalige Bern außergewöhnlichen Feierlichkeit, ja Theatralik bestattet. Junge Studenten trugen seinen Sarg in den Chor des Münsters, zwei jugendliche Kranzträgerinnen in Schwarz folgten, während von der Orgel herab ein Totenmarsch ertönte. Reden wurden gehalten, Lieder gesungen, Gedichte vorgetragen und endlich der Sarg zur letzten Ruhestatt auf den Ostermundigen-Friedhof begleitet.

So feierte man in Bern — es war im März 1888 — einen fast unbekannten Dichter; einen Dichter, dessen Name schon ein Rätsel war *), dessen Person und Vergangenheit für die meisten ein Geheimnis blieb und über dessen Werke nur wenige Bescheid wußten. Allein er hatte sich so sehr nach der Heimat gesehnt, hatte da drüben in den Tropen die „grüne Schweiz“,

*) Der Dichter selbst wollte den Namen *D r a n m o r* im Sinn von „droit à la mer“ der normannischen Volkssprache entnommen und damit den stürmischen Drang bezeichnet haben, der ihn in die weite Welt hinaustrieb. — Es läge aber auch nahe, an *Trenmor*, den Urgroßvater Fingals in der ossianischen Dichtung zu denken. Begeisterung für die ossianische Poesie und ihre Helden war damals auch unter Schweizerdichtern nichts Unerhörtes. Joh. Anton Henne ahmte in seinem Epos „*Diviso*“ (1826) die Harfe Telhns nach und Joh. Rübler von Winterthur dichtete ein vieraktiges Chordrama „*Trenmor, der Zerstörer des Druidenreiches*“ (1848).

die „stolze Schweiz“, „Helvetia die Riefin“ als letztes irdisches Ideal gepriesen...

Mein Vaterland, du bist das schönste, beste,
O, nimm mich auf! Ich habe viel gelitten!

Ein Grab in der Heimat schien ihm von allen Gütern das begehrtestwerteste. Und das war ihm nun geworden.

Er war wirklich ein Geist, der nur im Grabe zu Ruh und Frieden gelangen konnte. Solang er lebte, trieb ihn die Sehnsucht, die Unruhe, eine tiefe Zerrissenheit immer in die Ferne. Nirgends fand er das Glück weder des stillen Genügens noch des fruchtbaren Schaffens, nirgends eine dauernde Heimat. Aus der engen Schweiz jagte ihn Abenteuer- und Unternehmerlust in die fernen Tropen, und unter der tropischen Sonne trieb ihn die Heimatliebe wieder in die Schweiz.

Die Trope weckt nur Kummer und Verdruß
In mir, der nach der langen Wanderschaft
Noch e i n e n Traum: der kühlen Heimat Gast,
Im Herzen trägt und jetzt sich fragen muß:

Warum, bevor mein Tagewerk vollbracht,
Die Sonne, die so hoch am Himmel steht,
Der Wind, der durch die Lorbeerbüsche weht,
Warum mich alles jetzt so traurig macht?

Was die knabenhafte Phantasie sich in kühnen Träumen ersehnt und das Schicksal erfüllt hatte, konnte den Geist des gereiften Mannes nicht befriedigen.

Wohl! Was ich suchte: Stürme, Abenteuer,
Das hat das Schicksal reichlich mir gespendet;
Nun steh ich müde am zerbrochenen Steuer,
Und noch ist meine Reise nicht vollendet.

So schrieb er schon 1856 in einem Gedicht. Und etwa zwanzig Jahre später, als er Brasilien zum zweiten Male enttäuscht verlassen mußte, bekannte er mit dünnen Worten in einem Brief: „Ich bin achtundfünfzig Jahre alt, innerlich gänzlich gebrochen, materiell von Grund aus ruiniert.“

So war er denn, als er 1887 die Schweiz zum letzten aufsuchte, kaum noch mit Schillers Greis zu vergleichen, der doch wenigstens auf gerettetem Boot in den Hafen zurückkehrt.

Der Tod ist unseres Lebens beste Spende!

lautet das Bekenntnis einer der letzten Dichtungen („Securitati perpetuae“), die er mit in die Heimat brachte.

Was er selber „die Krankheit des Jahrhunderts“ genannt hat, die Zweifelsucht, die Selbstzersehung, innere Zerrissenheit, das „Sterben in der Dämmerung“, all das ist bei Dranmor unüberwindliches Leiden einer schwerblütigen, grüblerischen Natur. Er bekämpft diesen Gang, denn sein Lebensziel ist durchaus tätige Mitarbeit am Glück der Menschheit. In der

„Nachtwache“, die dem Andenken Napoleons auf St. Helena gewidmet ist, weist er den Gedanken energisch ab, daß sein Herz sich in Gefatomben zu Ehren eines Toten erschöpfen könnte. Dieses Herz, „Menschen, Brüder, Mitarbeiter! dieses Herz erschöpft ihr nie.“ Denn es träumt von deutschen Kolonien auf tropischen Inseln, wo die deutsche Flagge weht,

Sieht ein Reich, in dessen Grenzen nie die Sonne untergeht.

Ja, das ist der Hauch des Frühlings, der des Dichters Busen schwellt:

Deutschland, dir gehört die Palme! Deutschland, dir gehört die Welt!

Und in einem üppig ausgemalten Gesicht der Dichtung „Requiem“ (Nr. 23) schildert er ein schönes Eiland im Ozean, das er mit faustischem Schaffensdrang bebauen, bevölkern und zu einem glücklichen Musterstaat im kleinen gestalten möchte: *)

Mich zieht es hin in meinen liebsten Träumen
Zu jenen Tälern mit den Kokosbäumen;
Ich möchte dort, auf freier Erde weilend,
Mein Paradies mit freien Männern teilend,
Ein Pflanze unter Pflanzern meine Saat
Ausstreuen, einer großen Zukunft Reime,
Und ohne Wortgefingel, ohne Reime
Den Tod erwarten als ein Mann der Tat.

Das waren Dichterträume, gewiß, aber doch mehr als bloße Schwärmereien. Der Mann, der mit zwanzig Jahren schon die Leitung eines überseeischen Exporthauses (in Santos), mit kaum dreißig das Generalkonsulat für Oesterreich-Ungarn in Brasilien übernehmen und mit hoher Auszeichnung führen konnte, der nach zweimaligem Zusammenbruch seines Handelsgeschäfts (Ferd. Schmid, Groß u. Cie.) und eines nach Millionen zählenden Vermögens zum drittenmal nach Brasilien zurückkehrte, um sich den dortigen Kolonisationsbestrebungen der Deutschen und insbesondere der Anbahnung eines günstigen Konsularvertrages zwischen Deutschland und Brasilien zu widmen — Schmid war Mitarbeiter der Allgemeinen Deutschen Zeitung für Brasilien und Gründer einer „Deutsch-brasilianischen Warte für freien Blick auf Land und See“ — dieser Mann war weder ein leerer Träumer noch ein Genußmensch, dem das eigene Ich Mittelpunkt der Welt war. Allein die Natur hatte ihm einen grüblerischen Verstand und ein schwermütiges Temperament mitgegeben, den Drang nach Wahrheit ohne die Lust am Trug. Sich arglos den Menschen anzuschließen, das Leben unangekränkt von des Gedankens Blässe zu genießen, war ihm versagt. Schon mit achtzehn Jahren, in seinem ältesten Gedichte, spricht er von der „langersehnten Lust, die Menschen zu vergessen“, und in einem etwas spätern bekennt er:

Ich möchte meinen Gedanken,
Nüchternen, bösen Gedanken
Ewig, ewig entfliehn.

*) Nach dem Gedicht „Von der See“ waren es die Bonin-Inseln östlich von Japan.

Genes „Blatt aus der Anabenzeit“ von 1841 enthält schon die ganze Melancholie der späteren Dichtung, doch von einem rhythmischen Wohl-laute beseelt, den Dranmor in seinen Mannesjahren nicht mehr erreichte.

Ich möchte schlafen gehn
Dort auf den grünen Matten;
Dort, wo die Tannen stehn,
Möcht ich in ihrem Schatten,
Befreit von Herzensqual,
Zum letztenmal
Die blauen Wolken sehn
Und ewig schlafen gehn.

* * *

Dranmors Leben erscheint uns wie ein unablässiger, aber verzweifelter, weil hoffnungsloser Kampf des ideellen Tatmenschen in ihm mit der hypochondrischen Naturanlage. Denen, die einen Kämpfer, Umstürzler und Aufbauer in ihm suchten, hielt er entgegen: wenn er das wäre, wofür er gehalten werde und was er nicht werden konnte, so würde er manches aus den Fugen gesprengt und menschliches Elend nicht mit zärtlichen Worten beklagt, sondern mit ersprießlichen Taten gemildert haben (Vormort zu den Gesammelten Gedichten von 1878). Schon Ludwig Seeger, sein Lieblingslehrer an der städtischen Realschule in Bern, hatte dem dichtenden Jüngling, als er ihm seine schwermütigen Erstlingspoesien zum Lesen anvertraut, mahnend zugerufen, er möge die unnatürlich greisenhaften Falten von der Stirne streifen, frisch hinaus ins Leben sich stürzen und es einsaugen mit offenem Aug und offenen Sinnen...

Dem neuen Geist ein Lied, ein heldenkühnes,
Bei dem vor Lust der Männer Augen scheinen!
So pflückt allein ein Lorbeerblatt, ein grünes,
Sich heut ein Dichter in Apollons Hainen!

Er hatte leicht mahnen, er, der lebensfrohe, kampflustige Mann. Ihm nagte nicht der Wurm verfrühten Lebensüberdrußes am Herzen wie seinem gedankenwälzenden Schüler. Die Todessehnsucht geht durch alle Dichtungen Dranmors und feiert ihre Verklärung in seinem besten Werk dem „Requiem“, das, 1869 in Paris entstanden, die Lebensweisheit eines 45-Jährigen zusammenfaßt.

Tod, der du meine innersten Gedanken
Beherrschest, unbezwingbar, unaufhaltsam,
Der du mein ganzes Sein durchdringst, gewaltfam
Erschütternd meines Wissens enge Schranken,

— — — — —
Ich will dein Sänger sein und dein Prophet.

Was diesen Weltschmerzdichter vor vielen andern anziehend und ehrwürdig macht, ist die Aufrichtigkeit, der hohe Ernst seines Ringens und Leidens. Dieser Eindruck, der schon bei seinem Erstlingswerk, den „Po-

tischen Fragmenten“ von 1860 durchschlagend war, bestätigte sich bei den „Gesammelten Dichtungen“ von 1873 *). Mit berechtigter Genugtuung konnte der Dichter darauf hinweisen, daß er, so vereinsamt und unbekannt seine Person der Kritik war, nie mit den Iyrischen Komödianten des Welt Schmerzes verwechselt worden sei. Auch der grundsätzliche Gegner seines Unglaubens konnte der Wahrheit seines Gefühls die Achtung nicht versagen. Man empfindet es zu deutlich, mit welchem Schmerz er sich vom Kinder glauben losgerissen und wie er, der „kein lebendig Wesen mag leiden sehn“, selbst in die Botschaft seiner Geistesfreiheit, den warmen Ton der Menschenliebe gießen möchte.

„Es lohnt sich nur zu lieben, nicht zu hassen.“ Nicht der Triumph des sich vergötternden Uebermenschen tönt aus seinem Bekenntnis, sondern das tiefste Mitleid mit aller schmerzenden Kreatur, ob Tier, ob Mensch, und die Verehrung aller Liebesapostel und Märtyrer der Wahrheit. So beugt er sich auch vor Christus, der ihm auch als getäuschter Schwärmer verehrungswürdig bleibt:

O Christus, Glaubensheld, du tauchst erhaben
Aus jener Zeit empor, der du entsprossen;
Dein bleiches Bild, von Tränen übergossen,
Ist tief in unsre Herzen eingegraben.
Der Sehnsucht, die Jahrtausende durchflammt,
Die mutvoll sich vom Staube losgewunden,
Ist deines Reiches Herrlichkeit entstammt.

Und so, aus gleich demütiger Verehrung auch des unscheinbaren Geldentums, gedenkt er einmal in Erinnerung an überstandene Seestürme, auch „der beteerten Tacken“, an denen sein Glaube sich aufrichten konnte:

Und an dem Anspruchslosen ganz besonders,
Der in der großen Menge sich verliert,
Und dessen Kermel keine Schnur verziert,
Erlabte sich der Blick des Hypochonders.

Dranmors Welt Schmerz ist nicht Modekrankheit, nicht bloß Stimmung und Anwandlung. Das Uebel sitzt tief im Blute. Es vergällt ihm auch das höchste Glück, das er kennt, das Glück zu lieben und geliebt zu werden. Seine ganze Liebespoesie ist von Trauer umflort. Die herzliche Hingabe wird zum Mitleid, und die glühende Leidenschaft zerstört sich selbst unter des „Denkens Schärfe“, das „mit angeborener Selbstqual“ den Rausch des Augenblicks ergründet. Allein Dranmors Melancholie ist nicht nur Anlage des Blutes. Andere hat das Leben davon geheilt, ihn heilte es nicht. Es vermehrte die Qual. Hatte er ein Vaterland? War ihm die Schweiz eine wirkliche Heimat, nicht bloß ein erdichtetes Idol? Sein Vater, ein geborener Württemberger, aus Ebingen bei Rottweil, war erst kurz vor der Geburt seines einzigen Sohnes in die Schweiz eingewandert. Schon im Jahre 1840, als Ferdinand 17 Jahre zählte, starb er. Und schon mit

*) Jetzt in 4. Auflage bei Huber & Co. in Frauenfeld (1900).

zwanzig Jahren, „nach einsam verträumter Jugend“, trieb es den Sohn übers Meer. So wurde er Kosmopolit, ohne die festen Wurzeln seiner Kraft in den Boden seiner Schweizerheimat gesenkt zu haben. Nur allzu früh hatte er die „Offenbarungen“ Schopenhauers in sich eingesogen und seinen angeborenen Trübsinn mit einer hoffnungslosen Philosophie genährt. Und nun folgten Schicksalsschläge von einer Wucht, deren Fürchterlichkeit das „Gebet“ von 1858 nur ahnen läßt:

... Wenn du zu neuen Schmerzen mich erkoren,
 Zu meinem Geile mich erniedrigt hast,
 Nur jetzt sei gnädig, mehre nicht die Last —
 Noch eine Prüfung, und ich bin verloren!
 Ich kann, wenn tausend Pfeile mich durchbohren,
 Genesen; doch ich brauche kurze Rast.
 O süße Ruhe, wie verlang ich dein!
 Was du gefügt, Allweiser, das geschehe;
 Nur gönne mir die Frist, um die ich flehe,
 Laß mich noch einmal glücklich sein!

Als er endlich, ein Mann von fünfundvierzig Jahren, zur Gründung eines Hausstandes Schritt, beschwor er selber ein neues Verhängnis über sein Haupt. Das unselige Weib, das er im Jugendliebreiz für seinen guten Engel ansah —

Was ich bin und was ich habe,
 Liebste! dank ich dir allein —

wurde zur Geißel seiner reifen Mannesjahre und strafte seine verblendete Schwärmerei mit erniedrigender Knechtschaft. Er glaubte, ein gesundes Naturkind gewonnen zu haben („Kind und Gattin bist du mir“) und sah sich, als ihre Jugend vorbei war, an eine hohle Kofette gefesselt, die von keinem Geiste keinen Hauch verspürte. — Aus solcher Erkenntnis heraus mochte sein Abschied an die Poesie stammen, den er seinen gesammelten Gedichten voranstellte:

Poesie, du holder Jugendtraum!
 Laß mich nun auf immer dir entsagen,
 Da so herbe Früchte nur getragen
 Mein vom Sturm zerzauster Lebensbaum,
 Daß mein Herz so wund,
 Daß der bleiche Mund
 Nicht mehr jauchzen kann und nicht mehr klagen.

*

„Poetische Fragmente“ nannte der Dichter seine ersten Erzeugnisse. Fragment, Bruchstück ist sein dichterisches Lebenswerk geblieben. Ein Band von dritthalbhundert Seiten umfaßt alles, was er gedichtet hat. Ein poetischer Nachlaß hat sich nicht vorgefunden. Aber was da ist, ist doch insofern ein Ganzes, als es ein Dichterleben und einen Dichterkarakter von bestimmter Eigenart abspiegelt, die man mit keinem andern

verwechselt. Von wenigen Stücken abgesehen, in denen eine leidenschaftliche Abenteuergeschichte aus Brasilien erzählt wird, und einer Anzahl Versübersetzungen aus dem Englischen, Französischen und Spanischen, gehört die Dichtung Drammors zur Lyrik, zu einer vorwiegend monologischen Gedankenlyrik, bald strophisch gegliedert, bald in freie Rhythmen gefaßt (wie der „Dämonenwalzer“), bald in fortlaufende Blankverse, wie vor allem das *Requiem*, sein bedeutendstes und größtes Gedicht.

Der unmittelbarste Eindruck, der von der Sprache dieser Lyrik ausgeht, ist der eines vornehmen Geistes, dem alle Volkstümlichkeit fremd ist, der sich nur in adligen Formen wohl fühlt. Die Merkmale der Volksdichtung, schlichte Kürze, beschränkter Anschauungskreis, Humor, Derbheit u. dgl. fehlen fast ganz. In allem fühlt man die sichere Haltung, den weiten Gesichtskreis des Weltmenschen und Weltbürgers, der über die Gemütlichkeit und Traulichkeit enger Lebensverhältnisse hinausgewachsen ist und sozusagen auch in der Poesie eine Weltsprache redet. Von Schweizertum keine Spur, ans Schweizerdeutsch nicht der leiseste Anklang. Manche dieser Gedichte könnte man mit ihrem gewählten Rednerstil nicht unschwer ins Französische oder Spanische übersetzen. Diese Sprache, vor allem die unstrophisch gebundene, hat überhaupt einen rednerischen viel mehr als liedartigen Klang. Die wenigen Gedichte, die ganz deutsch empfunden scheinen, sind strophische Lieder; in ihnen ist manchmal eine Innigkeit, die ans Herz rührt, so in dem „Albumblatt“ mit dem Eingang

Lege du die Hand, du Liebe, Kleine,
Heute noch geduldig in die meine...

und noch mehr in dem unvergleichlich schönen Zwiegespräch „Ein Wunsch“, das anfängt:

„Wie schön, mein Freund, ist diese Abendstunde!
O komm und hänge keinen Grillen nach;
Durch Feld und Garten machen wir die Runde.“
Sie faßte lächelnd seine Hand und sprach:
„Wie schön, mein Freund, ist diese Abendstunde.“

Allein jene gedankenvollen Selbstgespräche, die ich rednerisch genannt habe, sind weit entfernt von leerer oder steifer Rhetorik. Davor bewahrt sie die immer quellende Fülle von Gedanken und wahrer Empfindung. Sie erheben sich aber auch zu farbensatten, anschauungsreichen Gemälden, wie z. B. in dem herrlichen Gesang an das Meer (aus dem „Requiem“ Nr. 21):

O Meer, du bist das ewig zaubervolle,
Das ewig schöne und das ewig wahre,
Die große Wiege und die Totenbahre

Entzückend ist dein Lächeln und gewaltig
Dein tiefer Atemzug. Mit Salzkristallen
Hinschäumend über zackige Korallen

Und immer Leben sprühend, tausendfaltig;
 Eisberge rollend, Lotusinseln pflegend,
 Stolze Fregatten, Handelsflotten schaukelnd,
 Bald Falten werfend, bald im Lichte gaukelnd
 Und eine Welt von Kreaturen hegend
 In deinem Schoße: Nordlands kalte Dünen
 Bespühlend, Fichtenwälder, schneebefrängt,
 Und drüben, wo die Tropensonne glänzt,
 Die Palmen, die geliebten, immergrünen,
 Die schlanken Palmen küssend, ihre Kronen
 Berührend und ihr Flüstern weitertragend —
 Glorreiches Meer! befruchtend, jauchzend, fliegend,
 So flutest du dahin durch alle Zonen,
 Unendlich, unerschöpflich, unbezwungen,
 Entfesselt, ohne Ruhe, ewig drängend,
 Und doch wie eine Träne, lichtdurchdrungen
 Dich an den dunkeln Saum der Wolken hängend,
 Oft freudestrahlend, oft in stiller Trauer —

— — — — —

Ich danke dir — dir, dem ich lebenskrank
 Von meinem Leid erzählt, dem winzig kleinen.
 Du stilltest meine Schmerzen mit den deinen —
 Nochmals den großen Wassern meinen Dank.

Rühner als hier ist die Bildersprache in dem geistreichen Seelengemälde „Don Juan“, phantastischer die Erfindung in dem leidenschaftlichen „Dämonenwalzer“ und in dem bekennnisschweren, aber dunkeln Bruchstück „Der gefallene Engel“. Doch sei die Sprache wie sie wolle, pathetisch betrachtend oder in Bildern schwelgend, immer ist sie von innen bewegt, immer strömt sie, Blut vom Herzen des Dichters, aus seelischer Bedrängnis, aus Glaubens- und Liebesnot eines tief subjektiven Dichters. Unbegreiflich ist es darum, daß man, wie Adolf Frey tat *), Dranmor mit Leuthold zusammen als „Formkünstler, Verskünstler, Akademiker“ zur Schule Platens rechnen und von Dranmor behaupten konnte, die Hauptsache sei ihm nicht der Inhalt, das Motiv, sondern die Form, der schöne Vers! Wie leicht solche Urteile doch oft von Literaturhistorikern hingeworfen werden, unbekümmert darum, daß Hunderte von Lesern ihnen leichtgläubig zum Opfer fallen, mag man daraus ersehen, daß Robert Saitschid gerade das Gegenteil behaupten kann: Dranmor fehle das Rhythmische, die Form. Er biete zwar überaus schöne Gedanken, aber der Inhalt überwältige die Form. Wahr ist doch wohl und kaum zu bestreiten, daß Dranmor aus tiefem innerm Anteil dichtet, nicht aus spielerischem Schaffenstrieb; daß er eher zu den Bekennern unter den Dichtern gehört als zu den Gestaltern; und zuzugeben ist wohl auch, daß er seine Gefühle mehr gedanklich entwickelt als in plastischem Gestalten versinnbildlicht. Allein mit dieser

*) Schweizer Dichter. Leipzig, Quelle & Meier S. 142.

Begabung schließt er sich einem uralten und niemals aussterbenden Dichtergeschlecht an, dem der pathetischen Reflexionsdichter, die so gut ein Daseinsrecht haben als die naiveren Liederjäger und die objektiven Gestalter. Verkehrt ist es darum, von solchen Pathetikern, heißen sie nun Dante oder Schiller oder Dramor, zu sagen, es fehle ihnen die Plastik, der musikalische Schmelz, die Sinnlichkeit, oder dieses und jenes. Es fehlt ihn gar nichts, so lang sie in ihrer Eigenart echt und wahr sind.

Und das kann von Dramors Dichtung gesagt werden. Und wenn sie auch noch so sehr von schweizerischem Volkstum abweicht, verdient sie als Vermächtnis eines für Wahrheit glühenden Herzens unsere tiefe Sympathie. Sie verdient sie auch um der schwärmerischen Liebe willen, die der Dichter unserm Land und Volk dargebracht hat. Bekannte er doch, daß sein ganzer Ehrgeiz befriedigt wäre, wenn er bei seinen Landsleuten etwas gälte. Andern Ehrgeiz kannte er nicht.

Daß dieses Herz, das einst so stürmisch schlug,

Und sei es auch das einzigste von allen,

Daß es in Staub zerfallen!

Ich habe heiß geliebt — das ist genug.

Nietzsches Stellung zur modernen Kultur, Wissenschaft und Geistesbildung.

Von

Karl Jos. Minst.

Von seinen erbitterten Feinden wird gegen unseren großen Geisteshelden unter anderen Anklagen auch immer wieder die erhoben, daß er jeder Art von Fortschritt, Kultur und Bildung abhold sei.

Wenn es auch nicht ganz leicht ist, aus Nietzsches oft genug skeptisch und paradox erscheinenden Lehren seinen innersten Gedankengang herauszuschälen, so gehört doch ein gewisser Grad von Voreingenommenheit dazu, mit Verh. Rauschen zu sagen, daß er „die Erhaltung der Massen in Unwissenheit“ empfehle. Seine scharfe Waffe richtet der einsame „Mitternachtsdichter“ nie gegen die menschliche Geistesausbildung, sondern nur gegen die geistige *V*er**b**ildung, die in seinen Augen gleichbedeutend ist mit Eitelkeit, Versumpfung und Verflachung.

Als einen ernsten, stillen Menschen, der im vollen Besitze des Seelenfriedens ist, schildert er den wirklich G**e**bildeten, den V**e**rbildeten aber als einen, „der nach außen erhaben und feierlich, nach innen aber ruhelos ist und einem gleicht, der den Atem an sich zieht; er löst alle Rätsel der Umwelt, die Rätsel seiner eigenen Brust aber kann er nicht lösen.“ — In seinem „Zarathustra“ schildert Nietzsche, wie er so weit in die Zukunft hineinflog, daß die Zeit sein einziger Zeitgenosse war. Da überfiel ihn ein Grauen und eilends kehrte er um „zu den Gegenwärtigen ins Land der Bildung. Mit Sehnsucht im Herzen nach den Gebildeten kam ich und mit dem besten Willen, sie zu verstehen, allein — ich mußte lachen. Gerippe